

Sonne im Dunkel der Grossstadt

Autor(en): **G.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 24

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

türe schreitet: „Daß du mir mit keinem Schritte mehr in meine Nähe kommst!“

Eine halbe Stunde später polterte Bänzli, ein arm-selig Bündel Kleider unter dem Arm, die Treppe herunter und verließ den Hof, ohne sich nur einmal umzudrehen. Beim Schuhmacher-Fritz, einem alten, guten Bekannten, den er oft an Sonntagnachmittagen besucht hatte, fand er für die nächsten Tage Unterschlupf.

Kurz darauf brach in der ganzen Gegend die Grippe aus. Der Tod schritt ernst und schweigend durch das Dorf und holte seine Opfer. Jede Woche mußte man drei oder vier zu Grabe tragen. Bald hier, bald dort riß er eine Lücke. Auch den Großmattbauer, diese Fluh, bezwang er. Groß war die Klage. Siebzehn Kränze hatte er. Endlos schien der Trauerzug. Der mächtigste und reichste Mann im Dorf, wie eine gefällte Eiche, mitten aus dem Leben gerissen.

Um dieselbe Zeit lag in der alten Schuhmacherhütte am Rand des Dorfes auch ein altes, armes Knechtlein auf dem Krankenlager. Voll Müh' und Plage war sein Leben gewesen, und wenig Sonne hatte ihm geschienen. Nun kam der Tod als sein Erlöser und trug das alte Knechtlein sanft im Schlafe in ein schönes Land. Bäbeli, die Frau des Schuhmachers, wand ihm aus Feld-Margriten einen kleinen Kranz. Niemand als der Pfarrer und der Schuhmacher-Fritz gaben ihm das Geleite.

Und nun traf es sich, daß just der arme Bänzli neben den gewaltig reichen Großmattbauern zu liegen kam. Der ärmste und der reichste Mann im Dorf, beide haben gleichviel hier. Friedlich schlafen sie nebeneinander den langen, tiefen Schlaf, in demselben armen Flecklein Erde.

Sonne im Dunkel der Großstadt.

Nun wäre man also wieder einmal in dieser berück-tigten Gegend. Hier will ich ein Kind besuchen, das mir nahesteht. Wie ich die Kleine antreffen werde, ist un-gewiß. — Sie hat uns in ihren Schweizerferien viel An-hänglichkeit bewiesen.

Ich bin hier weit vom Zentrum weg. Die lethargie des Nordens ist in ihrer Art niederschlagender als in der Leipzigerstraße das Jammerbild der Bettler, die mit ihren bitteren Fleheaugen die vorbeieilende Uebereleganz anhalten möchten. Hinter dem Schlesiſchen Bahnhof begegnen uns Luxus und Elend nicht in jenem aufreizenden Nebeneinander. Da ist im Hungern einer dem anderen gleich. Die jungen unbeschäftigten Burschen wenden sich etwa nach dem Kin-topp, „Gratisvorstellung für Erwerbslose“ — in einem Pa-last, wo man wenigstens warm kriegt. Oder sie rotten sich zusammen und lassen wilde Reden los. Reif zum Losbruch das ganze Volk. Wer auf der Straße bleibt, verhungert.

So sieht die nächste Umgebung unserer jungen Freun-din aus. Um vier Uhr nachmittags habe ich nach langem Irren die Straße gefunden. Der Winternebel von Berlin war heute Morgen einem dünnen Blau gewichen, das sich nun wieder in der frühen nordischen Dämmerung aufgibt, um einer Nebelmacht Raum zu lassen. Obschon es gestern und heute nicht mehr geregnet hat, ist der Hof zu Luzis Wohnung feucht. Die siebenstöckigen Häuser ringsum riechen faulig und sind feucht bis unter die schadhafte Dächer hinauf. Eine nachlässig gekleidete junge Frau klopft Teppiche auf einer Treppe. Sie verrichtet diese Arbeit schon im Dunkeln, während auf der Straße noch der melancholische Tag in den schleppenden Abend eingeht. Ich frage nach Luzis Mutter, Frau Janitzke, von der ich fast hoffen muß, sie nicht zu finden. Denn das bedeutete ja Arbeit! Mit den Fliderereien vom letzten Jahr ist es nichts mehr. So müßte sie irgendwo außer Hauses beschäftigt sein. Doch das wird sich zeigen; mein Herz klopft. Die junge Frau mit den Teppichen weist mir müde den Weg, wie ein Mensch, der auf alle Fragen nur halb hört und es längst aufgab, noch irgend etwas zu überlegen.

Meine Füße tasteten in der Dunkelheit wie Hände. Auf einem Treppenabsatz, den ich im undichteren Dunkel spüre, tasten meine Hände eine Tür ab. Und sieh, wie die Augen sich nach einiger Zeit eingewöhnt haben, fallen ihnen die merkwürdigen Türschilder auf. Hier sind nicht schmierige Fez'en hingellebt, oder schräg an einem Reiß-nagel hängende Papierabfälle, wie sonst etwa. Da gibt es im ersten Stockwerk zwei Messingschilder mit überraschend geschmackvoller Schrift. Und links lese ich einen Namen, den man sonst eher im Berliner Westen findet. Darunter „Dr. med.“. Wer auch der Träger des Namens sei, — ein Umzug von Charlottenburg oder Lichterfelde hat seine Abgründe.

Und jetzt werde ich mich weiter tasten zum armen Unter-schlupf der Luzi. Ja doch, die Mutter ist hier. Luzi noch nicht, sie wird später kommen. Frau Janitzke ist nicht aus dem Westen zugewandert, sondern gebürtig aus dieser Ge-gend; das sehe ich, sobald ich ihre Stimme höre und im Flur ihre edigen Umrisse erkennen kann. Eine brave Frau, schwer, massiv, verschlossen und von herber Willenskraft. Zuerst stellte sie sich abwehrend vor die Finsternis. So ist es immer bei den armen Leuten. Sie verteidigen mit einer Art drohendem und hohem Stolz ihr Dunkel, an dem sie leiden. Auch Frau Janitzke hatte anfangs diese mißtrauisch unfreundliche Stimme, die ich mehr fühlte als hören konnte. Erstes Gefühl: Verteidigung, Revolte. Wir dürfen nicht leugnen, daß es Eindringlinge gibt, deren Wohlthätigkeit zum Verabscheuen ist.

Als ich zu erkennen gebe, daß ich zu Luzis Pflge-familie gehöre, hellt sich das Gesicht der Frau plötzlich auf; und ihre Stimme wird mit einem Schlag frei, wie sie von der Schweiz spricht. Sie führt mich in eine sauber gehaltene Stube, und ich muß im Flur aufpassen, daß ich nicht stolpere. Die Stube ist an diesem frostigen Tag un-geheizt. „Verzeihen Sie“, bittet die Frau. „Licht machen können wir natürlich jetzt nicht. Das ist ja alles so furcht-bar teuer.“ Was ist da zu verzeihen? Ich bitte sie im Grund meines Herzens, mir zu verzeihen, daß ich daheim ein warmes Zimmer habe und Bergluft, Sonne und Stille ringsum.

Die Familie lebt in der ebenfalls ungeheizten Küche. Aber weil man hin und wieder nach erfolgreichem Stempel-geh'n auch etwas kochen kann, sind die Wände nicht ganz so ausgefärbt wie drüben. Der Raum wirkt an sich nicht unfreundlich. Er ist weißgeputzt und sehr sauber. Nur treten die Hofmauern auch hier dicht vor die Fenster heran und verdunkeln alles. Die gute Frau will mir um jeden Preis Kaffee kochen, und ich darf's ihr nicht verwehren. Ein junger Erwerbsloser, der im engen Flur eine Schlafstelle hat und ab und zu auch Kostgänger ist, sitzt am Fenster und schaut stumpf vor sich nieder. Er richtet von unten herauf finstere Blicke auf mich. Ich kann den Kaffee unter diesen Blicken nicht zu Ende trinken.

Eine halbe Stunde später tritt Luzi herein. Ihre Heiter-keit durchbricht den schweigenden Menschenkreis. Luzi ist das jüngste der drei Kinder. Die ältere Schwester kann hier und da Botengänge verrichten, und der Bruder möchte zur Reichswehr, aber es wird ihm kaum gelingen. Luzi Janitzke hat als Jüngste bei der Nählehrmeisterin allerhand Ob-liegenheiten zu verrichten, die die Kraft des heranwachsenden Kindes angreifen. Das ist nicht mehr die Luzi vom Som-mer. Das Gesicht wurde in den vier Monaten Berlin schmaler und blasser. Nur die Bernstein-Augen, o Wunder, sind sonnenhell und weltoffen geblieben. Und nun hat sie wieder ein ganzes Winterende Berlin vor sich, und was fragwürdiger ist, das kommende Jahr in Berlin. — Man-cherlei muß ich denken, während das liebe Kind mich, munter plaudernd, bei vollends eingebrochener Dunkelheit nach dem Schlesiſchen Bahnhof zurückbegleitet. Und dann, wie ich dem Stadttünnern zufahre, verschwindet es im Dunkel des Nordens, das sonnenhelle Kind armer Leute, das tags

über den Nächtlich gebückt sitzt, abends Bänke und Stühle des Wertraums auf die Tische stellt, wäscht, Fäden aufliest und den Staub nimmt, dann Schachteln austrägt und endlich in dem Kreis liebender Menschen mündet: Einer Mutter, drei Kinder, die um die schwache Glut des Herdfeuers herumsitzen, während die Feuchtigkeit der Hofmauern vor den unverhüllten Fenstern in der Nacht erstarrt und das furchtbare Leben der Millionenstadt weitergeht. G. E.

Seeheimat.

Komm ich jüngsthin, fast ein Fremder,
Mondenheller Nacht inmitten,
Ueber hochwalddunkeln Hügel
Rüstig aus dem Tann geschritten.
Zaubersöhn ruh'n See und Städtlein,
Märchenduftig, mir zu Füßen.
Weich um Giebel und Kamine
Silberflimmersehler fließen.
Andachtvoll hemm' ich den Fuß:
Liebe Heimat, Gott zum Gruß!

Unter wohlbekannten Dächern
Glimmen Lichtlein da und dorten.
Kranke wohl. — ah, traute Freunde,
Leid und Schmerz droh'n allerorten!
Könnst' die Liebe alles wenden,
Glaubt's, die meine würd' es bannen,
Risse weg die dunkeln Netze,
Die des Schicksals Nornen spannen:
Schmerz und Not, Leid und Verdruß ...
Liebe Nachbarn, Gott zum Gruß!

Dort am Fuß der Weinberghalde,
Ei, wie blinkt's schon zwischen Bäumen!
Muttertreu' wacht wohl und sorgt sich
Ob des Sohnes langem Säumen ...
Abwärts schreit' ich durch die Reben
Ueber rauhe Mauerstiegen.
Plötzlich Schritte. Und zwei liebe,
Alte Frauenarme schmiegen
Sich um mich. Ein warmer Ruh:
Liebe Mutter, Gott zum Gruß!

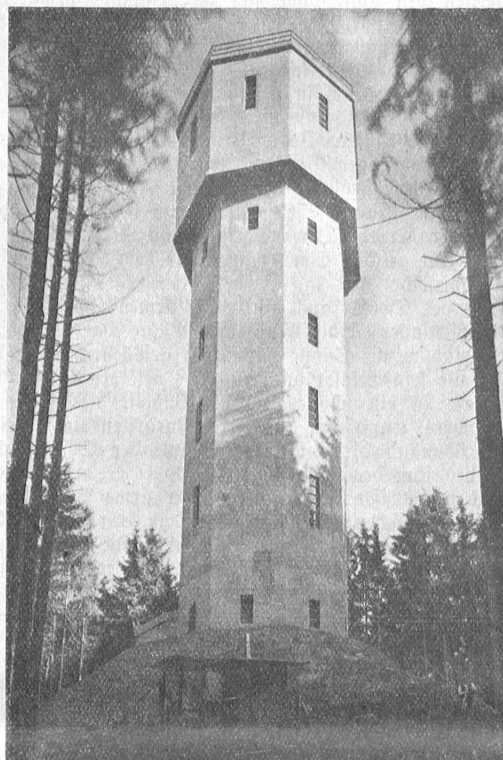
Robert Scheurer.

Die neue Gruppenwasser-versorgung im solothurnischen Bezirk Wasseramt.

Schon seit einer Reihe von Jahren ließ die Versorgung eines Teiles des Bezirkes Wasseramt mit Wasser zu Trink- und Löschwassern zu wünschen übrig. Aus diesem Grunde wurden bereits vor vielen Jahren Anstrengungen gemacht, um zu einer richtigen Wasser-versorgung zu gelangen. Nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten haben sich im Laufe des Jahres 1930 die Gemeinden Aeschi, Bolken, Eggen, Horriwil, Hüniken, Herliwil, Heinrichswil und Winistorf zusammengeschlossen und gründeten eine Gruppenwasser-versorgungsgenossenschaft äußeres Wasseramt. Gleichzeitig wurde die Projektierung und Bauleitung einer großzügigen Wasser-versorgungsanlage dem Ingenieurbureau S. & C. Salzmann in Solothurn übertragen. Die Projektarbeiten und die Finanzierung wurden derart gefördert, daß mit den Bauarbeiten kurz nach Neujahr 1931 begonnen werden konnte. Im Herbst 1931 konnte die neue Wasser-versorgung dem Betriebe übergeben werden und am 20. und 21. Mai fand die amtliche Kollaudation durch die staatlichen Organe statt.

Diese neue Gruppenwasser-versorgung besteht aus der Grundwasserfassung mit Pumpwerk in Subingen, einem

Trinkwasserreservoir von 650 Kubikmeter Inhalt mit aufgebautem Wasserturm und Feuerlöschreserve von 200 Kubikmeter Inhalt und einem Hauptrohrnetz von rund 24,000



Der 35 Meter hohe Wasserturm auf dem „Fuchsbruch“ bei Eggen.

Meter Länge. Im Pumpwerk in Subingen sind vorläufig zwei Hochdruckzentrifugalpumpen von je 1000 Minutenliter Leistung eingebaut, die mit zwei Drehstrommotoren von je 45 PS Kapazität direkt gekuppelt sind. Der Betrieb dieses Pumpwerkes erfolgt vollständig automatisch. Vom Pumpwerk Subingen aus wird das Wasser in das auf dem höchsten Punkt des Versorgungsgebietes gelegene Trinkwasserreservoir gefördert, dasselbe befindet sich auf dem sogenannten „Fuchsbruch“, südlich Eggen. Ueber dem Reservoir wurde die Erstellung eines 35 Meter hohen Wasserturmes zur Unterbringung der Feuerlöschreserve von 200 Kubikmeter Inhalt notwendig. Im Wasserturm selbst befindet sich ein zweites Pumpwerk zur Förderung des Wassers in die Feuerlöschreserve. Von der Terrasse des Wasserturmes, welcher ganz in Eisenbeton erstellt ist, genießt man eine wunderbare Fernsicht auf den Jura, das Mittelland und die Alpen. Die ganze Anlage ist derart ausgebaut, daß später ohne Schwierigkeiten noch weitere Gemeinden ange-schlossen werden können. Bereits hat die Gruppenwasser-versorgungsgenossenschaft der acht bernischen Gemeinden an der untern Denz An-schluß an diese neue, modern eingerichtete Wasser-versorgungsanlage erhalten.

Die bei der amtlichen Kollaudation vorgenommenen Druckproben haben überaus günstige Resultate ergeben, womit der Beweis erbracht wurde, daß die ganze Anlage technisch vollkommen gelungen ist. Das gesamte Werk kostet rund Fr. 700,000 und die Kosten entsprechen genau dem feinerzeit durch das Ingenieurbureau Salzmann in Solothurn aufgestellten Voranschlag. Damit haben sämtliche Gemeinden des äußeren Wasseramtes eine gute und für alle Zeiten ausreichende Wasser-versorgungsanlage erhalten. J. S.